

# Der Basler Samstag : ein Nekrolog

Autor(en): **Falke, Konrad**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **8 (1911)**

PDF erstellt am: **15.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748559>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

*Schwyzler* (schlagend): Wenn die Rosse ausschlagen, knicken die Rippen in der Brust! Beim heiligen Gallus und seinem Bären! Frohlockt nicht zu früh! (Die Fahne kreisend) Wahrt eure Augen vor Klauen und Geierfängen! (Mit dem Fahnenpeer stechend.) So bohrt der Alpstier mit dem Horn!

*Frischherz*: Werni, hinter dir! (Ein Fußknecht, der Schwyzler hinterrücks angegriffen, hält ihm die Arme, während die übrigen ihm die Fahnenstange zu entreißen suchen.) Wehr dich! Wehr dich!

*Reding* (der sich kaum noch aufrecht halten kann): Schwyzler, halt sie fest! Halt sie! Frischherz, hilf ihm! Frischherz! (Frischherz springt hinauf, wird aber von einem einzigen Schlag über den Kopf getötet, so dass er rücklings in das Lager fällt.)

*Reding* (steht mit hoherhobenen Armen, kann aber kaum mehr reden): Schwyzler! Schwyzler!

*Schwyzler*: Nehmt das dürre Holz, die Fahn' ist unser! (Mit einer gewaltigen Bewegung hat er die Angreifer abgeschüttelt, das Fahnen- tuch, mit Händen und Zähnen haltend, vom Fahnenpeer gerissen und in den Koller gesteckt.)

*Reding*: Gut! Gut! Bub! (er sinkt und stirbt.)

*Schwyzler* (reißt aus der Brust des toten Stoll den Spieß): Gib her den Spieß, Stoll! Die Waffen für die Lebenden! Dich schützt der Tod! (Rückwärts schreitend, den Rückzugstrupp verteidigend, steht er zur Abwehr, wie Ferdinand Hodler ihn gemalt.)

VORHANG

□□□

## DER BASLER SAMSTAG

EIN NEKROLOG

Nach seinem Wahlspruch „calumniare necesse est, vivere non est necesse“ hat der Basler Samstag unsern Mitarbeiter Hans Jelmoli ohne jede Veranlassung beschimpft; als man ihm nachwies, dass auch jener dürftige Anlass, der nur für den Samstag ein Anlass zur Beleidigung ist, nicht vorliege, versprach er volle

Genugtuung und führte das auf eine selbst für dieses originelle Blatt originelle Weise aus. Er gedachte des Corneille'schen Verses

Plus grand est l'offenseur et plus grande est l'offense

und wies dann klipp und klar nach, dass es ihm nicht um einen Kampf für Sachen, sondern nur um einen Kampf gegen Personen zu tun sei, dass der reine „animus injuriandi“ ohne die Spur eines edleren Motivs ihm für seine Angriffe genüge und dass die guten Verse von Dominik Müller doch nur einen Literaturblender aus ihm machen; man dürfe ihn demnach so einschätzen, dass den Beleidigungen, die er ausspricht, durchaus kein Gewicht zukomme.

Es ist vielleicht für den Samstag eine Überraschung, dass man das im pedantischen Zürich ernst genommen hat und dass man ihn jetzt als ein Blatt betrachtet, das geneigt ist, in der Vergangenheit eines jeden, der ihm nicht genehm ist (wegen Nichtteilnahme an seiner Judenhetze zum Beispiel), nach Beute zu stöbern und jedem Rachsüchtigen gern die Spalten zu öffnen.

Hat der Samstag bis heute sehr viel Sympathien in Zürich gehabt (an Beweisen dafür fehlt es ihm keineswegs), so werden sich seine Schriftleiter und Mitarbeiter mit Leichtigkeit überzeugen können, dass es nun damit zu Ende ist. Und das viel weniger wegen der noch lässlichen Sünde des ersten Angriffs als wegen der Zurücknahme, die den Ärger über den eigenen plumpen Reifall in einer so geschmacklosen Weise zeigt, dass man sie nicht einmal Schulbuben verzeihen könnte.

Und damit lassen wir das Wort unserm Mitarbeiter Konrad Falke. Dominik Müller möge sich nicht darüber aufhalten, dass man sich nur mit seiner Person beschäftigt; ihn hat man eben ernst genommen bis heute.

DIE REDAKTION.

Herrn

*Dominik Müller*, Herausgeber des „Samstag“  
*Basel.*

Wertzuschätzender Herr!

Herr Hans Jelmoli hat mit mutiger Unvorsichtigkeit festgestellt, dass die Romreise der Basler Liedertafel an kultureller Bedeutung sich mit der Mailandreise des Zürcher Gemischten Chors nicht messen kann; jeder Unbeteiligte wird zugeben müssen, dass die Tatsache, einem romanischen Volke die Kunst Bachs erschlossen zu haben, schwerer wiegt, als die tadel-

loseste Absolvierung eines künstlerisch noch so hochstehenden Männerchorprogramms. Herr Jelmoli hat sich ferner schon einmal die Freiheit herausgenommen, über die Darbietungen eines Basler Sängers in einem Zürcher Konzertsaal etwas kühler zu schreiben, als der betreffende Künstler im Gefühle seines Gottesgnadentums erwartete; worauf der Sänger dem Kritiker mit der Peitsche drohte, frei nach der Maxime Nietzsches: „Wenn du in Zürich singst, vergiss die Peitsche nicht!“ (Und erst kürzlich konnte sich Herr Jelmoli für eine Basler Sängerin nicht allzusehr erwärmen!) Latente Frage in Basel seit längerer Zeit: Wie schlägt man Herrn Jelmoli tot?

Die Ereignisse bestätigen, dass Sie bluttriefender Makbeth in Duodezformat sich ebenfalls mit dem Problem der Beseitigung dieses unbequemen Banquo beschäftigt haben. Auf einmal fanden Sie im Arsenal der Beschimpfungen die Waffe, in deren Handhabung der Dümme glaubt, witzig sein zu können, und nach der Sie — bei Ihrer Vorliebe — merkwürdig lange suchen mußten; und es fand sich auch einer von denen, die „im Verzeichnis mitlaufen als Männer“, die schnöde Tat zu tun. Herr Eduard Behrens (Gottlieb Krähenbühl) in Bern, der hiemit der schweizerischen Schillerstiftung zur Beachtung empfohlen sei, machte die Entdeckung, dass Herr Jelmoli mit den Grands Magasins Jelmoli zusammenhängt und *folglich* Jude sein müsse; der Jude aber „wird verbrannt“.

„Der Bazarjude Jelmoli mauschelt . . .“ In diesem Tone war jene Einsendung gehalten; sie gipfelte in der Behauptung, dass ein Jude Bach nicht verstehen *könne*, und in der Frage, warum das „so helle Zürich“ nicht schon längst über ihn in *Gelächter* ausgebrochen sei — und mit dieser Einsendung haben Sie sich durch stillschweigende Aufnahme redaktionell einverstanden erklärt! Ich fürchte, das „so helle Zürich“ wird Ihnen tüchtig heimleuchten: wenn Sie nur entfernt die Bildung besitzen, die man hinter Ihren überlegenen Versen suchen möchte, so wissen Sie, dass auf dem Gebiete der musikalischen Interpretation gerade die Juden hervorragend begabt sind (wussten also auch, dass die Behauptung Ihres Korrespondenten ein Unsinn ist!); inwiefern aber das Judentum eines Menschen einen zureichenden Grund bildet, um ihn lächerlich zu machen, darüber werden Sie mir einige Belehrung gestatten!

Herr Jelmoli empfinde es schwerlich als Beschimpfung, Jude zu sein — wohl aber, Jude zu sein im Sinne Ihres „Samstag“! *Er ist jedoch gar nicht Jude*; das wurde Ihnen sofort mit aller Deutlichkeit mitgeteilt, Sie haben Genugtuung in Aussicht gestellt und — beginnen Ihre „Berichtigung“ mit den Worten: „Im letzten „Samstag“ haben wir den *Zürcher Warenhäusler und Komponisten Jelmoli als Juden* bezeichnet etc.“! Legt eine Entschuldigung in *diesem* Ton nicht die Annahme nahe, dass die Mutter des zu entschuldigenden „Irrtums“ bewusste Infamie war?

Um hierüber keine Zweifel offen zu lassen, drucken Sie, nach einem Eingang von solcher Schnoddrigkeit, von verschiedenen eingelaufenen Briefen *zwei* ab: die Richtigstellung der Redaktion der „Zürcher Post“ und das Schreiben „eines Lesers der schlicht und gut geschriebenen Zürcher Post“. Solange Sie der Welt nicht den Namen dieses Lesers mitteilen, erlaube ich mir die Vermutung, dass der Ehrenmann, der den Brief geschrieben hat, mit Ihnen identisch sei; auf alle Fälle läßt der Umstand, dass Sie gerade *diesen* Brief veröffentlichten, zum Nachdenken ein. Gegen den Schluss steht nämlich zu lesen: „Herr Jelmoli jun. ist immer noch etwas

leidend, obschon er seinerzeit aus der Nervenheilanstalt seiner Vaterstadt entlassen worden ist. Um nicht von derselben Krankheit wie der bedauernswerte Herr Hans Jelmoli ergriffen zu werden, lese ich seine Konzertberichte nicht mehr.“

Dass Musiker häufiger als andere Künstler von Nervenkrankheiten befallen werden, scheint Ihnen noch etwas Neues zu sein; Sie entblöden sich nicht, solche Argumente in den Kampf um den Wert und die Richtigkeit unliebsamer Meinungen heimtückisch einzuschmuggeln! Was würden Sie, Herr Dominik Müller, sagen, wenn ich als „Leser Ihres bissig und unverschämt geschriebenen Samstag“ zu dem Schluss gelangte, all Ihre Galle rühre nur von Ihrer leider nicht ganz kurierbaren Lungenschwindsucht her? Und Sie kämen doch noch gut dabei weg! Denn jedes humane Denken würde Ihnen denselben Zusammenhang, aus dem Sie Herrn Jelmoli einen Strick drehen wollen, als Entschuldigung anrechnen!

Ihre Entschuldigung, die Sie den beiden abgedruckten Briefen nachschicken, ist freilich eine andere. „Erstens betreibt Herr Hans Jelmoli ein Warenhaus, was *sonst* die Spezialität des Stammes Juda ist. Zweitens schrieb Hans Jelmoli in jenem Mailänder Konzertbericht der „Züricher Post“ so undeutsch geschwollen und gespreizt, dass man *schon darum allein* auf einen Juden schließen konnte.“ Mit dieser Logik, wertzuschätzender Herr, würde Sie ein Ihrer Kulturstufe entsprechender Richter an den *Galgen* schicken — „weil die in Ihrem schriftstellerischen Gebaren zutage tretenden ethischen Begriffe *allein schon* Sie als einen Menschen charakterisieren, dessen sich die Gesellschaft am besten auf gründliche Weise erwehrt!“

Bitte, ereifern Sie sich nicht! Es ist nicht mehr Hohn in diesen Worten, als in den Sätzen, die Sie Ihrer „Entschuldigung“ folgen lassen: „Wir haben jetzt mit Vergnügen „zur Kenntnis genommen“, dass Hans Jelmolis Schreibstil sich in der letzten Nummer von „Wissen und Leben“ auffallend variiert(!) hat und beglückwünschen uns zu unserem raschen Erfolge(!). Herrn Jelmoli aber versprechen wir, dass der „Samstag“, wenn er einmal einen Redaktionspalast hat wie die „N. Z. Z.“, sämtliche Teppiche, deren er für seine Arbeitsräume bedarf, *unfehlbar im Warenhaus Jelmoli kaufen wird*(!!!).“ Und als Postskriptum nennen Sie aus dem Programm des Kinderhilfstag-Konzertes im Teesalon der Grands Magasins Jelmoli diejenigen Titel und Künstlernamen, die Sie (der geneigte Leser tut Ihnen den Gefallen, es zu merken!) für jüdisch halten!<sup>1)</sup>

Vielleicht ist Ihre „Entschuldigung“ gar nicht diese Zeilen wert; vielleicht ist die Judenfresserei Ihres Blattes eine Manie, die Sie eigentlich an den Ort verweist, von dem Herr Jelmoli nach Ihres Gewährsmannes Meinung zu früh entlassen worden ist. Ich will kein Hehl daraus machen, dass auch ich mich von allem Jüdischen durch einen Abgrund getrennt fühle (größer ist nur noch die Kluft, die mich fortan von Ihnen trennt!); aber mag man auch seine besonderen Gedanken haben über den Einfluss des jüdischen Elementes in der germanischen Kultur, ein anständiger Mensch wird sich doch niemals so weit vergessen, jemand vor aller Öffentlichkeit durch nichts anderes unmöglich machen zu wollen als dadurch, dass er ihn — einen Juden nennt. Wenn irgendwo Geburt und Rang vor der Leistung als solcher zurücktreten müssen, wenn also irgendwo das

<sup>1)</sup> Wobei der Samstag wieder auf die kläglichste Weise hereinfällt.



Sachliche sachlich gewertet zu werden das Recht hat, so ist es in der geistigen Welt; wer in sie den Rassen- und Klassenhass hineinträgt, der steht, mag er sich noch so sehr als fortschrittlicher Bohemien gebärden, in seiner praktischen Ethik auf dem Standpunkt des finstersten Mittelalters.

Wertzuschätzender Herr! Ich schreibe Ihnen so ausführlich, nicht weil Ihrem „Samstag“ eine so hohe Bedeutung zukäme, sondern weil Sie mit diesem letzten Fall für eine prinzipielle Abrechnung reif geworden sind. Es ist noch nicht lange her, dass in der Gesellschaft über Sie höchst abschätzige Äußerungen fielen; ich war unter denen, die die Meinung vertraten, der Dokortitel oder irgend ein bürgerlicher Handwerksausweis gehörten durchaus nicht notwendig zu den Insignien eines Künstlers. Indem Sie im Fall Jelmoli sich nicht etwa über die Miserabilität wandelbarer Gesellschaftsverhältnisse lustig machen (wir waren *dabei* oft Ihre dankbar lächelnden Zuschauer!), sondern die Basis der allgemeinsten *Menschenrechte* verlassen, *diskreditieren Sie den Stand des freien Schriftstellers*, der es in unserem Lande ohnehin schwer genug hat, sich mehr als bloße mitleidige Duldung zu erringen — das ist, was uns nicht gleichgültig lässt, ob wir Sie auch sonst um den Ruhm, im „Samstag“ die Revolverjournalistik literarisch zu betreiben, wenig beneiden!

Wir *Zürcher Schriftsteller* möchten nicht mit Ihnen und Ihresgleichen in einen Topf geworfen werden; denn mögen unsere Polemiken auch mancherorts unangenehm auffallen: dass wir doch immer um eine *Sache* kämpfen, werden auch unsere Gegner anerkennen müssen. Es ist meine persönliche Hoffnung, dass gerade Witz, Satire, Bosheit als polemische Waffen den gegenseitigen Hochachtungsdusel gelegentlich erfrischend durchblitzen dürfen und dass die Betroffenen es nicht immer gleich so fürchterlich krumm nehmen; aber eben darum ist es nötig, dass wir uns bei Zeiten *aufs entschiedenste von Ihnen unterscheiden*, der Sie zu versuchen anfangen, jedem Ihnen Missliebigen den Boden, auf dem er als Mensch steht (und sich wahrlich nicht *selbst* hingestellt hat!) unter den Füßen wegzuziehen. Jemand auf diese Weise zu Fall zu bringen, ist kein ehrlicher Kampf; auf solchen Feldzügen können wir Sie nicht mehr begleiten.

Sollte es sich im Fall Jelmoli um ein Symptom der alten Rivalität zwischen Basel und Zürich handeln, so haben Sie Ihrer Vaterstadt einen schlechten Dienst erwiesen. Schon die bloße Existenz Ihres „Samstag“ ist ein Beweis nicht gegen, sondern *für* die bei Ihnen herrschende Kleinstadtmisere (die für soviel verdrängte Bosheit ihre Notdurftsecke haben muss!); daran ändert selbst der von Ihnen erbrachte Beweis nichts, dass man in Basel nicht nur die spießbürgerlichen Vorurteile, sondern auch den letzten Rest ethischer Gesinnung los werden kann! Sie haben sich bis jetzt in literarischen Kreisen berechtigter Schätzung erfreut; es tut mir aufrichtig leid, dass ich Ihnen den Rat geben muss, Ihren Namen als Herausgeber künftig doppelt fett drucken zu lassen, damit der Uneingeweihte sich rechtzeitig Ihrer *besseren* Stunden und Taten entsinnt und nicht auf den Gedanken kommt, die Redaktion des „Samstag“ sei auf den ersten besten Lausbuben übergegangen. (Ich möchte übrigens ausdrücklich bemerken, dass ich Basel von Ihrem „Samstag“ sehr wohl zu unterscheiden weiß!)

Wertzuschätzender Herr! Wenn Sie diesen Brief lesen, so lesen hundert Andere ihn mit Ihnen; Sie werden erfahren — sofern man nicht

in der schweizerischen Presse aus Furcht vor Ihrem bösen Mundstück mutiges Schweigen (ultra mosse nemo obligatur!) vorzieht! — was es auf sich hat, einen geachteten Schriftsteller in eben so unmotivierter als unqualifizierbarer Weise zu beschimpfen.

Ich lebe der Erwartung, dass Sie nun auch mich (selbstverständlich mit Erfolg!) auf mein Judentum untersuchen werden.

Mit gebührender Hochachtung

ZÜRICH, den 23. Mai 1911

KONRAD FALKE



## LA NEUTRALITÉ DE LA SUISSE

### RÉPONSE à M. SCHOLLENBERGER

Je n'aurai certes pas été le seul à trouver que l'article de M. Schollenberger correspond bien peu au titre qu'il lui a donné: la neutralité de la Suisse. Et la surprise du lecteur donnera la mesure de son sentiment de la logique; sans parler de celui de la mesure, car il importerait peut-être, avant de dire dans quel sens nous renoncerons à notre politique historique de neutralité, de savoir si le traité de 1815 nous engage vis-à-vis de l'Italie comme vis-à-vis des autres puissances. Et si, contre l'avis de M. Schollenberger, tel était le cas, l'auteur aurait simplement commis une imprudence grave, préjudiciable en tous points aux intérêts nationaux. Avant de discuter plus avant, nous pourrions donc nous borner à demander à M. Schollenberger de développer cette thèse que le royaume d'Italie, ayant repris tous les droits et toutes les obligations du royaume de Sardaigne, le traité de Vienne seul ferait exception<sup>1)</sup>.

Néanmoins, puisque le vin est tiré, il faut le boire, et nous voulons bien que la question soit discutée au grand jour, dans la conviction que la réponse de notre peuple ne sera pas douteuse.

Tout d'abord, avons-nous intérêt à rompre avec nos traditions de neutralité? Il est certain qu'au premier abord cette idée a quelque chose de séduisant; mais plus d'un, croyons-nous, sera engagé à y renoncer le jour où il se sera rendu compte d'un fait brutal, à savoir qu'en cas de guerre engagée de concert avec un autre Etat, notre allié nous enverrait un général à titre de „conseiller“ apparemment, en réalité chargé de diriger les opérations de notre armée<sup>2)</sup>. C'est ainsi qu'a commencé l'unité allemande, qui fut réalisée en fait six mois avant la cérémonie de Versailles, soit le jour même où les Etats du Sud admirèrent que leurs armées fussent placées sous les ordres d'un général prussien. Pour nous de même, ce geste pourrait signifier la perte de notre indépendance; il nous semble vraiment difficile qu'un patriote suisse ayant réfléchi sérieusement à la situation qui nous serait créée par une subordination de ce genre à un Etat étranger, puisse songer un instant à nous lancer de gaieté de cœur dans une pareille aventure. Le mot „d'un cœur léger“ est peut-être français, il n'est pas suisse.

<sup>1)</sup> Comme le fait observer la *Zürcher Post*, l'Empire allemand, qui n'existait pas en 1815, est dans la même situation, à cet égard, que le royaume d'Italie.

<sup>2)</sup> En 1815, le général autrichien de Steigentesch remplissait ce rôle auprès de l'armée fédérale.